

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 104. **Bromberg, den 19. Mai** **1928.**

Das Kollegium von Kleckerfeld.

Roman von **Willy Harms.**

Vertrieb: Carl Duncker=Verlag, Berlin W. 62.

(3. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Nach dem Essen bildeten sich kleine Gruppen, die sich auf die beiden Vorderzimmer verteilten. Moormann bildete eine Gruppe für sich. Er setzte sich in den Sessel neben dem Ofen und widmete sich seiner Zigarre. Im allgemeinen hatte er wenig Sinn für Feste.

Seine Tochter Grete, die junge Leiterin des vom Amte kürzlich eingerichteten Kinderheims, stand am Fenster. Busacker schien es, als habe sie ihn mit einem mißbilligenden Blick gestreift. Er trat auf sie zu.

„Sie gehören ja auch zur Fakultät, Fräulein Moormann. Wohin uns wohl der Wind geweht haben mag, wenn wir unsere Fünfundzwanzig auf dem Rücken haben. Ob man uns dann auch solche hohen Worte widmet?"

„Warum haben Sie die Rede nicht gehalten?"

Er blickte sie etwas überrascht an. „Das wäre Stümperei geworden und nichts weiter. Ich hätte es nicht fertig gebracht, in solch liebenswürdiger Weise alle zu verulken. Und das gehört doch nun einmal zu einer Tischrede."

„Verulken nennen Sie das? Ich habe mich geängstigt. Heiden ist hart an die Grenze des Erlaubten gegangen. Mir hat Frau Körner leid getan, weil sie alles für bare Münze genommen hat."

„Denken Sie daran, Fräulein Moormann, daß sich die Tischrunde gefreut hat, und damit ist der Zweck der Übung ja erreicht. Herrn Heiden kann man nicht böse sein. Wenn ich die Rede gehalten hätte, wäre die Zensur, die Sie eben ausgeteilt haben, schlimmer ausgefallen. Aber ich habe in Kleckerfeld schon oft ein Ungenügend bekommen."

„Vater nennt Sie einen Außenseiter, aber Mutter glaubt, daß Sie schon noch bei uns heimisch werden."

„Ich bin selber neugierig, wie ich mich mit Kleckerfeld vertragen werde."

Frau Körner schleppte Herrn Laubengrund ans Klavier. „Damit wir von Ihrer schönen Kunst auch etwas haben!"

Laubengrund spielte, sich selbst in fernste Gefilde reißend, Isoldes Liebestod, vergaß Umgebung und Jubiläum.

Im Nebenzimmer hockte Annemarie Fahnert auf einer Truhe und horchte. Heiden bückte sich zu ihr.

„Tut er Ihnen nicht leid?"

„Wer? Herr Laubengrund?"

„Natürlich! Sehen Sie, blanke Schweißtropfen stehen ihm auf der Stirn. Diese Kraftvergeudung! Seine Arme müssen ihm lahm sein. Aber Sie haben die Schuld!"

„Was habe ich mit Laubengrunds Spiel zu tun? Sie sollten schweigen und zuhören."

„Fräulein Fahnert, ich habe es mir überlegt. Sie sollten ihn doch heiraten! Dann spielte er jetzt den Hochzeitsmarsch aus Lohengrin."

„Sie sind ein schrecklicher Mensch!" Fräulein Fahnert flüchtete in die Nähe ihrer mütterlichen Kollegin. —

Nach Mitternacht bat Frau Körner zur Kaffeetafel. „Ganz formlos, bitte! Wie es der Zufall gibt."

Aber Heiden protestierte. „Der Kaffee beruhigt zwar die erregten Gemüter, aber größer ist noch die beruhigende Wirkung einer Tischdame. Wir sind fünf Damen und fünf Herren. Jede Dame hat einen Herrn zu beruhigen. [illegible] ein Aussuchen gibt es nicht, dabei würde ich schlecht wegkommen. Darum soll jede Dame ihren Herrn auslosen. In meinen ehrwürdigen Hut werfe ich die Namen, er mag den Paaren den Segen zur kurzen Kaffee=Ehe geben."

Lachend umdrängte man ihn.

„Aber erst den Hut nachsehen! [illegible] ist mogelt er!"

„Fräulein Fahnert, Sie sind mein besonderer Schützling, darum sei Ihnen Ihr Mißtrauen verziehen!"

Endlich waren die Zettel in Ordnung.

„Greift nur hinein ins volle Menschenleben! Wo ihr es packt, da ist es interessant! Aber Ehre, dem Ehre gebühret! Erst kommt die Jubilarin. Darf ich bitten, Frau Körner?"

Seinen eigenen Namen zog sie aus der Huturne.

„Ich gratuliere Ihnen zu Ihrer vorzüglichen Wahl, Frau Körner! Der Mensch in seinem dunklen Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt! Ich gelobe Ihnen ewige Treue!"

Er näherte sich Frau Moormann.

„Noch ruhen in dem Zeitenschoße die schwarzen und die heiteren Lose!"

„Das heiterste Los hat mir eben Frau Körner weggeangelt", erwiderte Frau Moormann und zeigte Heiden den Zettel mit dem Namen Busacker.

„Mein ehrliches Mitgefühl, Frau Moormann! Sie haben ein schwarzes Los gezogen. Aber halten Sie Ihren Partner kurz, Brotkorb ganz hoch, dann mag noch ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft aus ihm werden."

Fräulein Bernhöft kriegte Herrn Körner.

„Für die Dauer der Kaffeetafel werden Sie einstimmig zur Schulleiterin ernannt. Wir bitten um ein gnädiges Regiment."

„Kommen Sie! Ich führe Sie zu Ihrem Auserwählten!" sagte Heiden tröstend zu Fräulein Fahnert und brachte sie zu Herrn Moormann, der, das Narrenspiel verachtend, noch in seiner Ofenecke saß. Heimlich flüsterte er ihr unterwegs zu: „Das Schicksal hat Sie bestraft, weil Sie meine Ratschläge mißachten!" Laut sagte er zu Moormann: „Herr Kollege, wenn Sie sich trennen möchten vom Ofen! Die Herzenswärme von Fräulein Fahnert wird ihn ersetzen."

Da mußte Herr Moormann schon mit den Wölfen heulen.

Seine Tochter hatte inzwischen Herrn Laubengrund beim Arm genommen und ihn aus der Nähe des Klaviers fortgezogen.

„Halten Sie mich wirklich für einen Unhold, der immer die Leine fühlen muß?" fragte Busacker Frau Moormann bei Tisch. Er blickte in helle, gute Augen.

„Die Leine brauchen wir alle, Herr Busacker. Aber es kommt darauf an, wer das andere Ende der Leine in den Händen hat."

„Augenblicklich haben Sie die Leine, aber ich merke nicht, daß sie straff gespannt ist."

„Weil ich Ihnen Kuchen auf den Teller lege, meinen Sie?" Augen, in denen der Schalk saß, blitzten ihn an. „Ob Sie immer den Kuchen verdient haben, weiß ich nicht."

„Nicht schelten, Frau Moormann. Ich möchte Sie wohl etwas fragen. Darf ich?"

„Sie dürfen alles fragen. Wenn ich kann, werde ich Ihnen sogar antworten."

„Sind Sie gern in Kleckerfeld?"

Sie schien nicht erstaunt über die Frage, rührte eine Weile sinnend mit dem Zuckerlöffel in der Tasse: „Vierundzwanzig Jahre bin ich nun hier —" Sie schwieg, als ließe sie die Jahre einzeln vorübergehen. „Ist es überhaupt

von Wichtigkeit, wo man das bißchen Leben lebt? Wiegt das Wie nicht schwerer?“

„Sicher, Frau Moormann; darum habe ich Sie gefragt, ob es Ihnen hier gefiele.“

„Ich möchte Ihnen leise etwas sagen, aber Sie dürfen es niemand verraten.“ Ganz dicht beugte sie sich an sein Ohr. „Ich habe Mitleid mit Ihnen!“

Verdutzt schaut er auf. Ihre Augen lachten ihn an. Von Herzen schien das Mitleid nicht zu kommen. Er wußte nicht, ob sie im Scherz oder im Ernst sprach.

„Ich meine es wirklich so, Herr Busacker. Den Ausschlag für den Wert unserer Tage geben die Wände unserer Wohnung, und es ist gleich, ob die Wohnung in Kleckerfeld steht oder irgendwo anders. Und weil Sie das noch nicht wissen, sondern sich ein wenig über- und erheben, unbewußt auf Kleckerfelder Leute herabsehen, darum habe ich Mitleid mit Ihnen.“

„Woraus schließen Sie das?“

„Ich brauche nicht zu schließen. Das sagen mir meine Fingerspitzen.“

Karsten Busacker hatte das Gefühl, als stände er im Examen. Um ihn herum war Lachen und Unterhaltung, er merkte es kaum. Er hatte eben einen Tadel im Betragen erhalten, wußte, daß es vor den grauen Augen kein Leugnen gab. Es gab auch kein Verteidigen, denn er hatte den Tadel verdient. Der Lehrer vor ihm holte aus ihm Gedanken heraus, die er selber bisher nicht gesehen hatte.

Eine lahme Erklärung wagte er. „Die Eierschalen der Kleinstadt —“

„Eierschalen tragen wir alle.“

Karsten Busacker schwieg. Einen gütigen Lehrer hatte er heute abend; es schmerzte nicht, wenn er schalt.

„Sind Sie mir böse, Herr Busacker?“

„Ich glaube, daß man Ihnen überhaupt nicht böse sein kann. Das soll keine Schmeichelei sein, Frau Moormann!“

Ein stilles Glücklichsein war um ihre Mundwinkel. „Ich habe auch keine gehört, Herr Busacker.“

Er ließ sich von ihr den Kaffee einschenken, dann sagte er: „Moorfrauen sollen dem Wanderer Ranken um die Füße legen, sollen ihre Freude daran haben, wenn er nicht aus noch ein weiß. Ganz stimmt die Mär nicht.“ —

Auf der anderen Seite des Tisches saß Heiden zwischen Frau Körner und Fräulein Fahnert. Er lobte den Kuchen der Hausherrin und hatte ihr ganzes Wohlgefallen. Hausfrauensorgen versanken. Alles war bisher gut gegangen. Daß der Kuchen reichte, obgleich Heiden märchenhafte Mengen genoß, dafür hatte sie gesorgt. Immer neue Teller schob sie ihm zu.

„Es ist ganz schön, auf eine halbe Stunde beweibt zu sein. Sie bringen meine mauerfesten Junggesellengrundsätze in Gefahr, Frau Körner.“

Sie fühlte sich ihrem Partner im Zungenschlag nicht gewachsen und lächelte nur. Aber es war gefahrvoll, Heiden sein Junggesellenthema ausspinnen zu lassen. Sie bat auf eine Minute um Entschuldigung, weil sie nach der Küche sehen müsse.

Da suchte Heiden ein neues Opfer und wandte sich an seine Nachbarin zur Linken.

„Haben Sie meinen Vorschlag überlegt, Fräulein Fahnert?“

„Lassen Sie mich in Ruhe! Sie wollen doch nur neue Bosheit aushecken.“

„Sie müssen ihm einen Antrag machen. Er tut es nicht. Dazu ist er zu schüchtern.“

„Wenn Sie nicht schweigen, such' ich mir einen anderen Platz.“

„Warten Sie, die Sache ist ganz einfach. Ich stehe auf und proklamiere Ihre Verlobung. Dann ist alles in Ordnung!“

„Um Gottes willen!“

Aber er klopfte schon an sein Glas und stützte sich am Tisch empor. Fräulein Fahnert wurde abwechselnd blaß und rot. Wehrlos war sie dem Gewaltmenschen preisgegeben.

„Herr des Himmels, er will noch eine Rede halten!“ rief Fräulein Bernhöft und schloß bekümmert die Augen.

„Das will ich nicht, denn alles Gute ist nur einmal in der Welt. Aber Frau Moormann und Herr Busacker haben miteinander geflüstert, ich weiß, was sie planen —“

Busacker rief: „Einen Verein zur Rettung der Heidenleute haben wir gegründet und Sie zum Ehrenvorsitzenden ernannt!“

„Ich will die Gründung eines anderen Vereins vorschlagen, in dem Kollege Laubengrund und meine Nachbarin zur Linken die Hauptrolle spielen sollen. Ans Klavier, Musikantenseele! Fräulein Fahnert will tanzen!“

Höflich bot er ihr den Arm, und sie lächelte ihn dankbar an, obwohl ihr die Tränen lose saßen. —

Busacker tanzte mit Fräulein Moormann.

Vor Ihrer Mutter habe ich heute abend Respekt bekommen, Fräulein Moormann.“

„Hat sie Ihnen den Kopf gewaschen?“

„Sie hat eine Gabe, die nur wenige Menschen besitzen. Sie kann Gedanken lesen. Aber sagen Sie es ihr nicht!“

V.

Der Hochstapler.

Der Märzsturm stieß durch die winkligen Gassen, stemmte sich gegen die morschen Haustüren, warf altersschwache Ziegelsteine von den Dächern, entriß den Linden auf dem Stadtwall die dürren Äste, klatschte schwere Regentropfen gegen die Spione, daß die Leute von Kleckerfeld kaum feststellen konnten, was auf den Straßen geschah.

„Man mag keinen Hund aus dem Hause jagen“, sagte Meister Pfau zu seiner Auguste. An solchen Tagen freute er sich, daß er Schneider geworden war und nicht Briefträger oder Forstarbeiter, die bei jedem Wetter hinaus mußten.

Er schüttelte mißbilligend den Kopf, als er seinen Mieter Busacker in Lodenjoppe und hohen Stiefeln aus der Haustür gehen sah. Was sollte man halten von einem Menschen, der sich um Sturm und Hagel nicht kümmerte? Frau Auguste sah ihm nach. Ob sie ihm nachlief und ihm sagte, daß es pure Unvernunft sei, bei ungesundem, launischem Märzwetter stundenlang Spaziergänge zu unternehmen? Die Leute mußten ja denken, daß sie sich überhaupt nicht um ihren Mieter kümmerte. Wenn er bei ihr wohnte, war sie doch für ihn verantwortlich. Aber da bog er schon bei Kaufmann Erdmann um die Ecke. Gott allein mochte wissen, was aus dem Menschen einmal wurde.

„Wenn er so alt ist wie wir, macht er die Tür auch lieber von drinnen zu“, philosophierte ihr Mann und legte neue Kohlen in das Bügeleisen.

Am Marktplatz traf Busacker den Kollegen Heiden, der in unwahrscheinlichen Sprüngen dem „Goldenen Stern“ zueilte. Gewaltsam zog er Busacker in einen Torweg, wo man wenigstens sicher war, nicht umgeweht zu werden.

„Heute ist ideales Billardwetter. Kommen Sie mit! Ich will mich opfern und Ihnen die Anfangsgründe der edlen Kunst beibringen.“

„Sie meinen es gut, Herr Heiden, und ich erkenne Ihre Großmut an. Aber doch muß ich danken. Weil eben so ein ideales Wetter ist. Kommen Sie mit mir!“

„Wohin? Haben Sie den dritten Mann?“

„Der Sturm soll unser dritter Mann sein!“

Heiden schrie: „Wie kommen Sie auf solche ausgekochte Idee? Sind Sie verliebt?“

„Jawohl, ich bin verliebt! In den Sturm!“

„Lassen Sie sich vom Sanitätsrat untersuchen! Der versteht etwas von inneren Krankheiten.“

„Der Sturm auch, Herr Heiden!“

Heiden tupfte mitleidsvoll auf seine Stirn. Menschen, die den Sturm dem Billard vorzogen, waren zu bedauern. —

Stundenlang bohrte sich Karsten Busacker durch den Sturm, maß seine Kraft mit ihm. Wenn er ihm den Atem vom Munde reißen wollte, gab die Lunge immer noch ein Mehr her. Noch konnte er sich auf seinen Körper verlassen. Wie ein erfrischendes Bad war das Wandern. Ob er es jemals fertig brachte, am Sonntagnachmittag, wenn das Thermometer die erforderlichen Grade zeigte und die Sonne entsprechend schien, eine Stunde in der Straße des allgemeinen Bummels mit Spazierstöckchen und braunen Handschuhen auf und ab zu promenieren und dann im Bewußtsein einer vollbrachten Tat nach Hause zu gehen? Er konnte es sich nicht denken.

Ob es schon sechs war? Nein, nicht die Uhr ziehen; sie erinnerte an Schulglocke und Alltag. Die Dämmerung, die über die quatschnassen Wiesen kam, war Zeitbestimmung genug. Ein Gefühl der Weite und Freiheit ließ Busacker nicht an das Abendbrot denken, nicht an den Tee, den Frau Auguste ihm pünktlich um halb acht auf den Tisch setzte.

Die Pappeln bogen sich unter dem Sturm, wie sehnige Arme griffen ihre Zweige in den Himmel. Sie siegten in der Kraftprobe, nur was morsch und schwach war, wurde hinweggefegt. Neues Leben wartete in dicken Knospen. Weit dort hinten stapfte ein Jäger über den gepflügten Acker, hatte wohl dem roten Entenräuber nachgestellt. An seine Waldheimat dachte Busacker. Oft war er mit dem Förster auf die Jagd gegangen. Vielleicht ließ es sich machen, daß er in Kleckerfeld wieder die Büchse auf den Rücken nahm.

Vor ihm lag ein Waldstrich. Durch ihn hindurch, sehen, wie die Welt drüben aussah. Dann wollte er umkehren. Naß genug war er.

Einen Augenblick blieb er ausruhend an einer großen Tanne stehen. In den Wipfeln heulte, pfiff und jauchzte es, hier unten war Ruhe. Die grüne Sturmmusik überragte Laubengrunds Klavierphantasien, war reiner, verständlicher, erdhafter. Irgendwo klopfte ein Specht den Takt.

Dunkelheit fiel aus dem Nadelholz, verzerrte die Stämme, gab dem Unterholz spukhafte Formen.

(Fortsetzung folgt.)

Das große Erlebnis.

Skizze von Max Bittrich.

„Verehrter Herr Geheimrat", so sagte der Bildhauer Gerhard Platen, „ich hätte gewiß noch einige Jahre gern gelebt und gearbeitet und in jeder mir geschenkten Stunde den Anblick von Sonne, Mond und Sternen höher eingeschätzt als bisher. Aber Ihre stetig vorsichtiger getönte Antwort auf mein Verlangen nach voller Offenheit zeigt mir die Wahrheit: ich muß mich bereithalten für den Abschied."

„Gemach, gemach, lieber Meister Platen! Gewiß ist Ihr Zustand ernst. Sie haben aber kein Recht, ärztliche Erfahrung völlig in den Wind zu schlagen. Wir haben die begründete Pflicht, weiter zu hoffen."

Bildhauer Gerhard Platen zeigte sein besonderes Lächeln, das gütige, verstehende, vom Widerschein froher Jugendzeit unwiderstehlich durchleuchtete Lächeln. Professor Köhler legte dem Leidenden die Hände auf die Schultern und mühte sich im Banne der Seelenstärke seines Gegenübers dem eigenen, runzeligen Gesicht die gleiche lichte Miene, seinen Augen die gleiche wunderbare Wärme eines Unbesorgten zu geben.

„Sie sind", so äußerte der Arzt, „ein Schwerenöter, Platen, und bleiben einer. Nun suchen Sie, wie hier, auch in Ihrem Atelier alle Wolken zu vergessen, deren Folgen wir in Geduld abwarten müssen. Weiter schaffen! Sie mit Ihren stählernen Nerven müssen an etwas Großem gesunden."

„Darin untergehen, richtig! Ich will versuchen, nach Ihrem Willen zu handeln. Meine Gedanken schweifen dabei allerdings vom Atelier etwas ab: jemandem ungewöhnliches Glück erobern mit allem, was ich habe, das möchte ich in meinen letzten paar Wochen. Ein einmaliges Erlebnis haben! Einen Wink von oben dazu erhalten! Dann Abschied ohne Wehleidigkeit."

„Phantasterei! Geben Sie sich Ihrer kostbaren Kunst hin. Wieviel kann ein Mann von Ihren Fähigkeiten im Rausch der Schöpferfreude noch vollbringen!"

„Ein Zufall müßte mir behilflich sein bei meiner Absicht", sagte Platen wie im Traume. — —

— — Die beiden Männer schieden mit festem Händedruck von einander. Der Geheimrat weilte noch ein paar Sekunden am Fenster, erfüllt von Trauer, bevor er sich anderen Leidenden zuwandte. Er wußte, des Künstlers Tage waren gezählt.

Draußen im blanken Sonnenschein schritt Gerhard Platen nachdenklich dahin. Wie oft würde er dieses Bild bunten geschäftigen Lebens noch in sich aufnehmen? Während er die Straßen heute durchwanderte — wie gern bewunderte er schöne Menschen, wie zärtlich umfaßte sein Blick die bunte Blumenfülle der Gärtnereien, wie verzückt lauschte das Ohr dem Gesang des Vogels! Das Theater der Straße in ewigem Wechsel, der Rhythmus der Arbeit — früher hatte er zwar gleichfalls darauf geachtet, allein so lustig, so liebenswert wie jetzt waren ihm die zahllosen Klänge irdischer Musik niemals vorgekommen, so anbetungswürdig wie in dieser Stunde nie die unbegreifliche Größe überirdischer Sprache. Wieviel Sinn, wieviel Entwickelung, Drang nach der Höhe steckte schon in den vom unvollkommenen Auge erkennbaren Äußerungen des Daseins! Da liefen die Lastwagen ohne Zugtier. Menschen flogen durch die Luft, über Äcker, Wald und Meer, gleich Adlern, und der stählerne Aar, der sie auf kraftvollen Schwingen mitnahm, ließ sein Lied dazu ertönen wie die leichte, zur Sonne steigende Lerche.

„Wohlauf, die Luft geht frisch und rein!"

Kurz vor Platen fuhren und trabten Leute in dichten Gruppen zum nahen Bahnhof und wollten sich gleich zu Hunderten durch die blühende Flur ziehen lassen.

„Wer lange sitzt, muß rosten!"

Hoppla, da stolperte Platen, Läufer ohne Ziel, über die paar Stufen der Bahnhofshalle. Er ließ sich mitschieben, war nur noch willenloses Stäublein im wirbelnden Gewölk, nahm mit dem hastenden Troß eine Karte zum Bahnsteig, sah sich im lebhaft bewegten Jubel und Trubel. Auf nahen Schienen stieß eine Maschine in langsamen Pulsen weißen Dampf aus, bis sie wieder, gehorsames Tier, kurzatmig davon lief:

„Den allersonnigsten Sonnenschein
Läßt uns der Himmel kosten!"

In der Nähe Platens, vor sich grüßenden, abschiednehmenden, scherzenden Reisenden, eilten Bahnbedienstete eifrig mit Koffern und Körben dahin, oder sie forderten Achtung vor dem heranbrausenden Schnellzuge.

„Ich will zur guten Sommer-, Sommerzeit
Jn's Land der Franken fahren,
Holdrio, holdrio, ho! . . ."

Plötzlich tauchte der Zug auf, jäh wuchs der winzige Punkt an zum mächtigen, donnernden schwarzen Ungetüm. Und — von welcher Ansammlung mochte es sich gelöst haben? — jubelnd sprang ein Kind an den Schienenbord, stolperte, stürzte, während die Angehörigen sorglos schwätzten und einzelne Zeugen des Unglücks, Stein geworden, zur Hilfe unfähig waren. Aber da tat ein Mann blitzschnell einige Sätze, packte das Kind fest, warf das kleine Wesen hoch, zur Seite, auf den gesicherten Steig, daß es laut aufschrie.

Ein schrillerer Ruf des Entsetzens entfuhr fassungslosen Zuschauern, denn über den Retter polterte dröhnend die schwere Lokomotive.

Wortlos feuchten Auges trug bereits eine beglückte Mutter ihr vor schlimmem Schaden bewahrtes Kindchen zum Brunnen, die unbedeutenden Wunden zu reinigen und zu kühlen. Andere Menschen, ergriffen in allen Fasern, stammelten das Lied vom braven Manne oder blieben noch lange stumm im Bann des furchtbaren Erlebnisses. — —

— — Am folgenden Tage brachte der Assistent dem Geheimrat Köhler die Morgenzeitung: „Ist es Ihnen schon bekannt, von unserem Gerhard Platen?"

„Nein! Was?" Professor Köhler nahm das Blatt und durchflog die Meldung vom Ende seines Patienten.

„Ach", sagte er erschüttert, „hat Platen bei seinem Abschiedsworte an so etwas gedacht? An den Opfertod für den Nächsten? Wie lauteten doch seine Äußerungen? Mit allem, was er besitze, wolle er noch jemand ein großes Glück erobern vor dem Heimgang. Er hat Wort gehalten. In drei Tagen wollte ich ihn im Atelier besuchen zwischen weiter geförderten Arbeiten. Nun hat er bereits sein dauerndstes Denkmal vollendet."

Die chemische Revolution.

Von Hans Felix Rocholl.

Die Erfindung der Dampfmaschine bewirkte im Wirtschaftsleben der Völker eine Umwälzung, die bis dahin nicht ihresgleichen gehabt hatte. Weit einschneidender als diese industrielle Revolution ist aber eine andere, an deren Beginn wir heute stehen und die bestimmt ist, das Leben der uns folgenden Geschlechter von Grund aus umzugestalten. Ihr Urheber ist der Chemiker, der sich damit beschäftigt, die Elemente, aus denen sich das Weltall zusammensetzt, zu zerlegen und wieder zusammenzusetzen, um so neue Stoffe und neue Kraftquellen zu gewinnen.

Synthetische Produkte der verschiedensten Art sind niemandem mehr fremd, z. B. die zahlreichen Farben, die als Düngemitel benutzten Stickstoffverbindungen, Kunstleder und Kunstseide. Daneben stehen deutsche Gelehrte im Begriff, der Welt das künstliche Gummi und neue, auf synthetischem Wege gewonnene Brennstoffe zu schenken.

Der größte Umschwung scheint sich in der Technik anzubahnen. Man hat unsere Zeit das „Zeitalter des Stahls" genannt, dessen Herrschaft indes bald zu Ende gehen dürfte. Das hohe Gewicht und die verhältnismäßig leichte Vergänglichkeit, die man nur durch kostspieligen Anstrich aufhalten kann, sind schwer ins Gewicht fallende Nachteile. Man hat berechnet, daß jährlich 29 Millionen Tonnen Stahl nur durch Rost verloren gehen. Das bedeutet für die Menschheit nicht nur den Verlust dieser Unmenge Metall, sondern auf jedes Pfund verrosteten Stahls kommt auch noch die vierfache Menge Kohle. Jetzt beginnt man das so unzweckmäßige Metall durch die verschiedensten Legierungen zu ersetzen, deren etwa 1600 bekannt sind. Viele Motorenteile werden aus Aluminium angefertigt, Ganzmetallflugzeuge bestehen aus Duraluminium, und schon läßt sich der Tag voraussehen, wo Lokomotiven und Eisenbahnwagen zum überwiegenden Teil aus Leichtmetall-Legierungen angefertigt werden. Möbel, Bureaueinrichtungen, Schreibmaschinen werden aus den gleichen Stoffen hergestellt.

Dr. Charles L. Parsons, der Sekretär der „Amerikanischen Chemischen Gesellschaft", versicherte vor einiger Zeit, daß die Weltvorräte an Kupfer, Zinn, Zink, Blei und Antimon in etwa 30 Jahren erschöpft sein würden. Andere Sachverständige rechnen mit noch kürzeren Fristen. Es würde eine Katastrophe ohnegleichen geben, wenn nicht der Chemiker zu Hilfe käme und mit seinen Legierungen Ersatz schaffte. Er entwirft die Zusammensetzung der Legierungen wie der Techniker die Pläne eines Brückenbaus, stellt fest, wie die Moleküle zusammengesetzt sein müssen, damit das gewünschte Metall hart, spröde oder dehnbar wird, so daß der Techniker und Ingenieur für jeden gewünschten Zweck das am besten geeignete Material erhält. Beim Hausbau treten an die Stelle des Steines immer mehr Gerüste aus Stahllegierungen mit Verkleidungen aus Zement, Beton oder anderen Stoffen; das unzerbrechliche Glas ist schon heute Tatsache geworden.

Daß die heute aus Wolle oder Baumwolle verfertigten Gewebestoffe in absehbarer Zeit durch solche aus künstlichen Faserstoffen ersetzt werden, unterliegt keinem Zweifel. Vielleicht sind diese zunächst nicht so haltbar wie die natürlichen, doch dieser Mangel wird durch eine größere Billigkeit mehr als ausgeglichen. Jeder weiß, in welchem Maße die Kunstseide in den letzten Jahren das Produkt des Seidenwurms verdrängt hat. Synthetische Wolle ist von italienischen Gelehrten im Laboratorium bereits hergestellt, sie ergibt ein Gewebe, das äußerlich dem aus echter Wolle gewonnenen in nichts nachsteht. Die Umwälzungen, die sich hier auf dem Gebiet des Bekleidungswesens anbahnen, sind noch gar nicht abzusehen.

Daß der „synthetisch bekleidete" Mensch auch synthetisch gewonnene Speisen genießen wird, ist weiter nicht überraschend, wenn es damit auch z. Zt. noch gute Weile hat. Der Franzose Berthelot sah zwar schon eine Zeit voraus, wo man mit drei Pillen täglich als Nahrung auskommen soll, aber so einfach ist die Sache denn doch nicht. Der ganze Verdauungsapparat des Menschen ist auf eine andere Ernährungsweise eingestellt. Immerhin sind auch hier bereits die Anfänge zu einer Neuordnung der Dinge zu erkennen. Die Herstellung synthetischen Zuckers dürfte der erste Schritt auf diesem Wege sein. In der Natur gewinnt die Pflanze unter Einwirkung des Sonnenlichts Zucker aus Kohlensäure und Wasserstoff. Diese „Photosynthese" ist vielleicht der wichtigste Prozeß in allem organischen Geschehen. Professor E. C. C. Baly von der Universität Liverpool ahmt in seinem Laboratorium das Werk der Natur nach. Riesige elektrische Lampen vertreten die Stelle der Sonne. Von ihnen ausgehende ultraviolette Strahlen fallen auf Quarzbehälter mit in Wasser gelöster Kohlensäure. Fein zerpulvertes Eisen und Aluminium sind als Katalysatoren beigefügt, die am eigentlichen chemischen Prozeß nicht teilnehmen, aber seine Abwicklung ermöglichen und erleichtern. Das Ergebnis ist ein Kohlehydrat, das sich bei der Analyse als Zucker erweist. Es unterliegt keinem Zweifel, daß wir hier den Beginn einer Zucker- und Stärkeindustrie mit größten Aussichten vor uns haben.

Der nächste Schritt ist dann die Herstellung von künstlichem Eiweiß und Protëin. Der deutsche Nobelpreisträger Emil Fischer hat mehr als jeder andere Gelehrte unserer Zeit zur Aufklärung dieses schwierigsten Problems des Lebensprozesses beigetragen. Das Weiße im Ei oder das Protëin im Braten sind außerordentlich verwickelte Verbindungen von Stickstoff, Kohlenstoff, Wasserstoff, Schwefel und Sauerstoff. Fischer gelang es, gewisse Eiweißverbindungen zu zerlegen und aus den Teilen ähnliche Gebilde wieder aufzubauen. Er gewann die sogenannten synthetischen Peptone, die dem natürlichen Eiweiß in vieler Beziehung gleichen. — Doch die Nahrungsstoffe tun es nicht allein. Mit noch so großen Mengen Eiweiß, Zucker, Fett und Stärke könnte der Mensch nicht leben, wenn die Vitamine fehlen, deren vier bisher bekannt sind. Wenn die künstlich erzeugten Nahrungsmittel wirkliche Nahrungsstoffe sein sollen, müssen sie diese Vitamine und chemische Verbindungen, die sie wirksam werden lassen, enthalten. Wenn heute noch nicht zu übersehen ist, wie sich diese geheimnisvollen Stoffe auf künstlichem Wege gewinnen lassen werden, so darf man doch annehmen, daß auch hier der menschliche Geist sein Ziel erreichen wird.

Ist es dann erst gelungen, ein Protëin zu schaffen, das in jeder Beziehung dem gleicht, das die Pflanze in ihrem Samenkorn aufspeichert, so wird man der Erkenntnis, wie die unorganische Materie Leben erhielt, um einen großen Schritt näher gekommen sein. Der Unterschied zwischen „Belebt" und „Leblos" hat heute nicht mehr den gleichen Sinn wie früher, seit wir wissen, daß Fixsterne, Planeten, Pflanzen, Tiere und Menschen alle aus Elektronen bestehen, die um ihre Atomkerne kreisen. Man hat bereits vorgeschlagen, ein Atom als belebt anzusehen, wenn es „erregt" ist, wenn es z. B. Lichtstrahlen aussendet. Es ist daher nicht weiter überraschend, daß der englische Physiker L. L. Whyte die Konstruktion eines synthetischen lebenden Organismus auf Grund der Elektronentheorie nur deswegen nicht für möglich hält, weil ein wesentlicher Faktor, die Zeit, ein für uns Menschen unüberwindliches Hindernis bildet. So schnell die Entstehung einfachster chemischer Formen erfolgt, so lange dauert es, wenn man komplizierte Atomverbindungen schaffen will. Im besten Falle können vielleicht einige sehr niedrige Formen des Lebens gewonnen werden, im übrigen aber kommen wir hier auf ein Gebiet, auf dem die Natur ihre Alleinherrschaft sich nicht wird nehmen lassen.



Bunte Chronik



* **Nachahmung der Menschenstimme.** Sir Richard Paget, ein englischer Physiker, hat einen Apparat erfunden, der die menschliche Stimme täuschend nachahmt. Ein Blasebalg, der wie bei einer Orgel mit dem Fuß getreten wird, stellt die Lunge der Sprechmaschine dar, eine Orgelpfeife die Stimmbänder. Eine dünne Holzscheibe in einer Röhre aus starkem Papier dient als Zunge, und ein Gummischlauch ersetzt den Gaumen. Vermöge einer Klaviatur spricht diese Stimmaschine die verschiedenen Vokale und Diphtonge aus. Sir Richard führte seine Erfindung gelegentlich einer Versammlung der amerikanischen Physikervereinigung zum erstenmal vor und überraschte seine Kollegen durch die täuschende Ähnlichkeit des Klanges der von der Maschine gesprochenen Worte mit dem seiner eigenen Stimme.

*

* **Wenn ein Millionär einen Freier abweist.** Eine eigenartige Schadenersatzklage wird demnächst vor einem Chicagoer Gericht verhandelt. Der Berliner Baron Richard von Zinof hatte mit der Tochter des Chicagoer Milliardärs Oppenheimer, die er in Deutschland kennengelernt hatte, einen Briefwechsel geführt, dem er entnehmen zu können glaubte, daß er Luise Oppenheimer als Freier willkommen war. Er reiste nach Chicago, und hielt um die Hand der reichen Erbin an. Auf Wunsch der Tochter wies Oppenheimer den Freier ab. Auf Grund der Korrespondenz mit Luise Oppenheimer macht nun Baron von Zinof eine Schadenersatzklage in Höhe von 100 000 Dollar gegen Oppenheimer geltend. Mitgiftjäger dürfen auf den Ausgang des Prozesses neugierig sein.

*

* **Die Hinterwäldler vom Kafirskuils River.** Kürzlich erschien ein achtzigjähriger Weißer beim Pfarrer von Riversdale (Kapkolonie) und bat um die Taufe. Dem Geistlichen erschien das Ansinnen etwas merkwürdig, und er fragte den Alten, warum er nicht schon als Kind getauft worden sei. Da erfuhr er, daß der Mann aus einem Dorfe am Kafirskuils River stammte, das fünfhundert Weiße zählt, aber nie eine Kirche oder Schule besessen hat. Die Ansiedlung besteht aus der Nachkommenschaft von Engländern, die sich zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts dort in den Zwarte Bergen abseits der großen Straßen niederließen. Seit Menschengedenken ist kein Dorfbewohner aus seiner Heimat herausgekommen, und nur ganz wenige Fremde haben den Ort aufgesucht. Die einzige Verbindung mit der Außenwelt ist ein Tragtierpfad, auf dem von Zeit zu Zeit ein Händler in das Dorf kommt, um die Feldfrüchte der Hinterwäldler gegen einen Ochsen einzutauschen. Letzteren braten die Einwohner im Freien am Spieß, und jeder Dorfangehörige erhält seinen Anteil. Sonst ernähren sich die Bauern das ganze Jahr hindurch nur von süßen Kartoffeln und Mais. Kraftwagen und Eisenbahnen sind den Hinterwäldlern unbekannt. Trotz ihrer primitiven Lebensweise hängen die Leute am Althergebrachten und wollen nichts von der Außenwelt wissen.

*

* **Verbot der Vielweiberei in Albanien.** Der albanische Staat hat das albanische Ehegesetz angenommen, durch das die Vielweiberei verboten wird. Dagegen gestattet das neue Gesetz den Mohammedanern, Andersgläubige zu heiraten.

Lustige Rundschau



* **Das Wichtigste.** Der Gatte betrachtet seine Frau, die sich zu einem Balle fertig macht. „Du scheinst mir aber doch heute etwas zu leicht angezogen zu sein. Man könnte schon fast sagen, halbnackt." — Darauf sie nach einem prüfenden Blick in den Spiegel: „Was für einen Scharfblick du hast, Männchen! In der Tat, ich habe vergessen, meine Ohrringe anzulegen."

*

* **Männer.** „Männer sind entsetzlich. Man weiß nie, mit welcher Laune sie aus dem Bureau nach Hause kommen." — „Mein Mann ist stets gleich gelaunt." — „Wirklich?" — „Ja, stets schlecht."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.